



Inhalt

Seite

zusammen leben

- Abschied von der BKZ 3
- Multitude oder zusammen leben 4
- Als Rollstuhlfahrer in unserer Gesellschaft 6
- Ein Paar ist ein Paar ist ein Paar ... 8
- Als blinde Mutter mit Kindern leben 10
- Eine ganz gewöhnliche Familie? 12
- Leben im Wohnhaus Röschibach – 1968 und heute 14
- Vom Schlafsaal zum Assistenzbudget 15
- Unsere BKZ-Mitglieder 17
- Anmerkung der Redaktion 17

BKZ aktiv

- Varia 18
- Veranstaltungen 18

BKZ Behindertenkonferenz Kanton Zürich, Kernstrasse 57, 8004 Zürich

www.bkz.ch

E-Mail: info@bkz.ch

Tel. 043/243 40 00

Fax 043/243 40 01

PC 80-29370-9

Der Horizont erscheint viermal jährlich

Abonnementspreis für Nichtmitglieder: Fr. 20.–/Einzelnummer Fr. 6.–

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 27. April 2008

Planung u.

Redaktion: Ursula Zbinden und Olga Manfredi

Fotos: Internet

Layout: ALTHAUS Desktop+Grafik, Oberstammheim

Druck: Arbeitszentrum am See, Wädenswil

Auflage: 450

Für Personen mit Sehbehinderung besteht die Möglichkeit, eine auf A4 vergrösserte Ausgabe zu erhalten. Nachdruck gestattet unter Angabe der Quelle; Belegexemplar erwünscht.

Abschied von der BKZ



*Ursula Zbinden, ehemalige
BKZ Co-Geschäftsführerin*

Nach spannenden 6½ Jahren als Co-Geschäftsführerin verabschiedete ich mich Ende Januar von der BKZ, um mich als Case Managerin am Arbeitsplatz bei der Stadt Zürich neuen Aufgaben zuzuwenden.

Die BKZ-Zeit war reich an Herausforderungen und vielfältigen Arbeiten. Zusammen mit Kathya Stiefel-Rother und später dann mit Olga Manfredi galt es zu planen, zu koordinieren und als «Frau für alles» gleich selbst alles auszuführen. Ich nahm an Sitzungen zu verschiedensten Themen teil oder leitete sie, stellte Kontakte her, redete je nach Situation mit Nachdruck oder Engelszungen und schrieb viele Artikel. Der Horizont, den Sie hier in Händen halten, bereitete mir in den vergangenen Jahren viel Arbeit, aber noch viel mehr Freude.

Mit der Arbeit für diese Themenummer hat sich für mich ein Kreis geschlossen, hat doch mein Aufwachsen mit einem Vater mit unfallbedingter Behinderung sicher zu meinem Engagement bei der BKZ beigetragen. Auch in dieser Nummer zum Thema «zusammen leben» schreiben Menschen ohne und mit Behinderung, Frauen und Männer als Partner, Mutter, Geschwister, Gemeindemitglied, Institutionsleiter oder Bewohnerin aus ihrem Blickwinkel. Unter dem Dach der BKZ versammeln sich ganz verschiedene Mitglieder und AbonnentInnen: Menschen mit und ohne Behinderung, Organisationen, Institutionen und Gemeinden. Ein vielfältiger Horizont soll dem gerecht werden, zum Nachdenken anregen und gegenseitiges Verständnis schaffen. Mehr zusammen statt aneinander vorbei oder gar gegeneinander.

Ich danke Ihnen für die vielfältige Zusammenarbeit und Verbundenheit mit der BKZ und das Vertrauen, das Sie mir in all den Jahren entgegenbrachten. Die BKZ-Geschäftsstelle bleibt bei Olga Manfredi, die alleine die Geschäftsführung übernehmen wird, in guten Händen. Auf eine aktive BKZ-Zukunft!

Multitude oder zusammen leben

Dr. phil. Jan Weisser, Institut für Sonderpädagogik, Universität Zürich

Die Formen des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderung drücken die historische Verfassung einer Gesellschaft aus. Dabei spielen verdeckte und offene Momente der Gewalt eine wichtige Rolle. Partizipation kann gelingen, wenn Aspekten der Selbstvertretung und der Expertise Betroffener Rechnung getragen wird.

«Ich lüge im Chat eigentlich nicht. Manchmal schwinde ich ein wenig», schreibt die im Juni 2007 gestorbene Therese Thalmann in ihrem gemeinsam mit Erica Brühlmann-Jecklin verfassten Buch «halb so rosig» (Brühlmann-Jecklin & Thalmann 2005: 18). Die junge Frau mit Friedreichscher Ataxie lebte als ausgebildete Bürokauffrau in einem Wohnhaus in Kerzers. Sie fügt an: «Im Chatraum sieht man meine Behinderung nicht. Da kann ich entscheiden, wem ich sagen will, dass ich behindert bin, und bei wem ich es verschweigen will». Menschen sind radikal verschieden, doch in einer bestimmten historischen Gesellschaft werden sie entlang von für diese Gesellschaft grundlegenden Regeln mit- und zueinander vergesellschaftet. Dazu gehört zum

Beispiel die Institution der Familie, in der Kinder und Erwachsene in spezifischer Weise aufeinander bezogen sind. Oder der Arbeitsplatz, an dem Menschen ihre Fähigkeiten zum Zwecke des Lohnerwerbs auf Zeit verkaufen und dafür ungleich entschädigt und behandelt werden. Oder der Tourismus, wo die einen Menschen arbeiten und Dienstleistungen für Menschen erbringen, die gerade versuchen, sich von den Strapazen der Arbeit zu erholen. Behinderung hat damit zu tun, dass die so geregelten Praxen problematisch werden, in der Regel für jene, die man in der Folge als «Betroffene» bezeichnet. Wer sind sie, diese «Betroffenen»?

Wer ist «betroffen»?

Das Online-Lexikon Wikipedia versteht unter Betroffenheit dreierlei. Zum einen das unmittelbare Betroffensein durch eine Massnahme oder einen Vorgang, also dadurch, dass mich etwas «etwas angeht». Zum zweiten meint es ein anteilnehmendes Gefühl, das durch eine Aussage oder eine Situation ausgelöst werden kann. Schliesslich ist damit auch eine Verbindung einer Person oder einer Gruppe zu einer Sache oder einem Ereignis gemeint (z.B. als Migros-Kunde betrifft mich das Cumulus-Angebot). Betroffene sind also Menschen, welche durch eine Erfahrung miteinander verbunden werden, wobei offen bleibt, wie die Verbindung zustande kommt und was genau die Erfahrung beinhaltet.

Das Behindertengleichstellungsgesetz definiert die Gruppe der von Behinderung



betroffenen Menschen wie folgt: «In diesem Gesetz bedeutet Mensch mit Behinderungen (Behinderte, Behinderter) eine Person, der es eine voraussichtlich dauernde körperliche, geistige oder psychische Beeinträchtigung erschwert oder verunmöglicht, alltägliche Verrichtungen vorzunehmen, soziale Kontakte zu pflegen, sich fortzubewegen, sich aus- und fortzubilden oder eine Erwerbstätigkeit auszuüben» (BehiG, Art.2). Die Gemeinsamkeit der sehr unterschiedlichen Menschen mit Behinderung besteht darin, dass ihr Aktivitäts- und Partizipationspielraum in der historischen Form aktueller Vergesellschaftung eingeschränkt ist. Wie kann man sich dieses «Einschränken» gesellschaftstheoretisch erklären?

Gewalt und Behinderung

Der Friedensforscher Johan Galtung hat in den 1970er Jahren einen Erklärungsvorschlag gemacht, der heute wieder verstärkt diskutiert wird. Er versteht Prozesse der Einschränkung als Effekt von Gewalt: «Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potenzielle Verwirklichung» (Galtung 1975: 9). Von Behinderung betroffen sein heisst folglich von Gewalt betroffen sein, eine oft verdeckte und stumme, aber auch eine offen zu Tage tretende Gewalt, wie die Diskussion um die 5. IVG-Revision zeigte.

Die Form wie Menschen mit und ohne Behinderung zusammen leben, ist eine politische Frage. Die Kritik an Einschränkungen und Erschwernissen durch entsprechende Wohn- und Verkehrsformen, durch Arbeitsverhältnisse sowie separierende Bildungs-

Gesundheits- und Kultureinrichtungen ist eine politische Kritik. Ähnlich wie in der Frage der Entkriminalisierung des Konkubinats oder der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft benötigt ihre Artikulation Formen der Selbstvertretung Betroffener. Die Gemeinschaft der Betroffenen stellt sich in dieser Perspektive nicht über körperliche Eigenschaften her, sondern über die Kritik an versteckten und offenen Formen der Gewaltausübung.

Selbstvertretung sowie persönliche und kollektive Expertise

In den neueren politischen Debatten ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Multitude aufgetaucht: Er bezeichnet die Vielheit unverwechselbarer Menschen, die in unterschiedlichen und kreativen Weisen ihren Anspruch auf wechselseitige Anerkennung zur Geltung bringen und sich darin Versuchen widersetzen, dies zu verhindern oder zu unterdrücken. Veränderungen in den Formen des Zusammenlebens sind in diesem Sinne eine Frage der politischen Artikulation, für welche die persönliche und kollektive Expertise im Umgang mit Behinderungserfahrungen eine zentrale Ressource darstellt. Sie spielt eine wichtige Rolle für den Aufbau von Wissen und Kompetenz, die für die unterschiedlichsten Aspekte des Gleichstellungshandeln benötigt werden: «Ich lüge im Chat eigentlich nicht. Manchmal schwinde ich ein wenig.»

Literatur

- Brühlmann-Jecklin, E., & Thalmann, T. (2005). *halb so rosig. Skizzen einer jungen schwerbehinderten Frau*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Galtung, J. (1975). *Strukturelle Gewalt*. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek b. Hamburg: Verlag Rowohlt.

Als Rollstuhlfahrer in unserer Gesellschaft

Beat Althaus, Mensch mit Behinderung und Layouter des Horizonts

Zusammenleben findet nicht nur im familiären oder Freundes-Kreis statt. Ich engagiere mich in meiner Gemeinde und arbeite Teilzeit. Im folgenden Artikel berichte ich von Erfolgen und einem «vorläufigen» Misserfolg.

Vor 15 Jahren erkrankte ich an Multipler Sklerose (MS). Durch diese Krankheit wurde ich wortwörtlich «abgebremst», schloss ich doch erst kurze Zeit vorher mein Studium ab und war voller Tatendrang. Fragen über Fragen stellten sich. Die Zuversicht meiner Frau und der beiden Töchter halfen mir, komplizierte und schwierige Situationen im Alltag weiterhin aktiv anzugehen und mich nicht einfach entmutigen zu lassen. Ich war gezwungen, meine neue Stellung in der Gesellschaft zu suchen.

Erfolg als Mitglied der Kirchenpflege

Seit über fünf Jahren bin ich Mitglied der Kirchenpflege in unserem Tal. Durch mein stetiges Hinweisen auf Hindernisse für Rollstuhlfahrende bei den kirchlichen Liegen-schaften wurden die anderen Mitglieder der Kirchenpflege diesbezüglich immer stärker sensibilisiert.

Das Mitmachen in dieser Behörde lohnt sich, denn inzwischen sind die meisten Gebäude entsprechend angepasst worden. Die beiden WC-Anlagen sind voll rollstuhlgängig umgebaut und kleine Schwellen sowie Treppen in der Kirche und im Kirchengemeindehaus wurden durch Rampen ersetzt und so für Menschen im Rollstuhl

zugänglich gemacht. Dies wird auch von vielen älteren Leuten, die die verschiedenen kirchlichen Anlässe besuchen, sehr geschätzt.

Hindernisbeseitigung auf dem Arbeitsweg

Ich brauche mein umgebautes Auto regelmässig zwei Mal pro Woche, um an meine Teilzeit-Arbeitsstelle im Zentrum von Zürich zu gelangen. Zwischen dem Central und dem Stampfenbachplatz hat es viele Parkplätze, wovon einer gar als Behinderten-Parkplatz markiert war. Dieser war leider gleich breit wie die anderen Parkplätze und somit für mich mit meinem umgebauten Auto (Rollstuhl-Lifter) schlicht unbrauchbar. Ein echter «Alibi-Behinderten-Parkplatz», wie man es an verschiedenen Orten antrifft.

Ich wollte dies nicht einfach als gegeben hinnehmen und wurde aktiv. Ich nahm mit der zuständigen Stelle der Stadtverwaltung der Stadt Zürich Kontakt auf und schilderte den Sachverhalt bzw. Missstand. Mir wurde mitgeteilt, dass dies bekannt sei (!) und versprochen, sich der Sache anzunehmen. Nun war vorerst Geduld gefragt. Nach fast 9 Monaten wurden dann die drei nebeneinander angeordneten Parkplatzmarkierungen entfernt und zu zwei breiten Behinderten-Parkplätzen ummarkiert. Auch den hohen Randstein haben sie entfernt und den betroffenen Fussgängerstreifenabschnitt rollstuhlgängig frisch geteert. Heute hat es dort nun zwei vorbildliche

Behinderten-Parkplätze. Somit muss ich meine Energie nicht mehr für einen morgendlichen Hindernislauf einsetzen und kann wie die andern einfach zur Arbeit fahren.

«vorläufig» kein Zugang zum Gemeindehaus

Das Gemeindehaus unserer Gemeinde ist ein sehr altes, denkmalgeschütztes Riegelhaus. Mit einem Rollstuhl ist es nicht zugänglich.

Vor drei Jahren machte ich einen ersten Vorstoss an der Gemeindeversammlung, man solle den Zugang rollstuhlgängig machen. Der Gemeindepräsident antwortete, dass man dieses Anliegen in die «rollende Finanzplanung» aufnehmen werde, was faktisch heisst, «wir machen momentan nichts». Im Zusammenhang mit der Hauptstrassen-Sanierung habe ich letztes Jahr einen weiteren Anlauf genommen. Die Antwort: «Man werde sich diesem Anliegen in einigen Jahren, im Zusammenhang mit der Fassadenrenovation, annehmen».

Mir zeigt dies, dass es in meiner Wohn-gemeinde noch einiges braucht, bis auch Menschen im Rollstuhl ungehindert ins Gemeindehaus gelangen können. Doch eines weiss ich mit Bestimmtheit. Gestützt auf die neue Zürcher Verfassung bleibe ich dran und werde schon bald wieder nachfragen, ganz im sprichwörtlichen Sinn «steter Tropfen höhlt den Stein»!

Fazit

Durch mein persönliches Engagement in verschiedenen Bereichen spüre ich, dass ich als Rollstuhlfahrer oft geachtet, respektiert, ja beinahe «entbehindert» werde. Wie anders wären sonst Formulierungen zu verstehen wie «man vergisst ganz, dass Du behindert bist» oder «du kannst gar nicht mit anderen Behinderten verglichen werden». Meiner Meinung nach braucht es in unserer heutigen Gesellschaft Menschen mit Behinderung, die immer wieder auf die Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppe aufmerksam machen und gewisse Normen und Werte hinterfragen und ansprechen, sodass ein wirklich gleichberechtigtes Zusammenleben möglich wird!



Ein Paar ist ein Paar ist ein Paar ...

Yvonne Hämmig und Jiri Gajdorus, seit 18 Jahren ein Paar

Yvonne Hämmig

Seit 17 Jahren wohnen wir nun zusammen in unserer kleinen, aber gemütlichen Genossenschaftswohnung am Stadtrand in Altstetten. Anfangs bekamen wir über sieben Ecken zu hören, was die Nachbarn über uns erzählten: «Da sind zwei ganz komische Vögel eingezogen! Die können beide nicht richtig laufen, und Velo fahren können sie auch nicht recht; sie haben so komische Dreiräder. Er arbeitet nicht und sitzt immer barfuss auf dem Sitzplatz und raucht ...»

Seither haben wir uns längst «etabliert» in der Nachbarschaft, und die Leute haben sich an unser Aussehen gewöhnt. Nur manchmal rufen die Kinder: «He, seht doch mal, die geilen Velos!» oder sie fragen direkt: «Sie, warum laufen Sie so komisch?» Wie schnell doch die Umwelt das «Komische» akzeptiert und sich auf Andersartigkeit einstellen kann.

Wir sind uns bewusst, dass wir überall auffallen: ausfahrende Bewegungen, schwankender Gang, verlangsamte Sprache ... wir sind einfach «anders» als die andern. Das hindert uns aber nicht daran, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Wir besuchen Kurse an der Volkshochschule, die uns interessieren, machen mit bei Veranstaltungen, unternehmen Reisen nach unserem Gutdünken und mischen uns «unter's Volk», wo immer es geht. Die ganze Behindertenproblematik und unser Engagement in der Behindertenarbeit ist nur eine Facette unseres Lebens. Die meisten

Jiri Gajdorus

Ob ich nicht etwas über unsere Beziehung schreiben könne, wurde ich letztthin angefragt. Wir, meine Partnerin und ich, lebten doch schon lange als Paar mit Behinderung zusammen. Zum Glück hat sie meine Verlegenheit nicht bemerkt. Jahrelang habe ich gedacht, ich lebe mit meiner Freundin zusammen, aber unvermittelt werde ich telefonisch eines Besseren belehrt: ich lebe mit einer Behinderung zusammen und da seien Andere schon neugierig, wie denn das so sei. Offenbar wird zurzeit Wert darauf gelegt, die Privatsphäre anderer zu entblößen. Im Fernsehen werden täglich einige Reality Shows ausgestrahlt im Stil von: «Ein Tag im Leben von ...». Zugegeben, solche Nabelschau können einem schon den Alltag von sehr interessanten Zeitgenossen vor Augen führen, oder zumindest soviel, wie die Sendezeit zulässt.

Mir bringt so was gar nichts; Erleben aus zweiter Hand eben. Wenn ich Durst habe, trinke ich Wasser und lasse mir nicht etwa eine Geschichte über den Zürichsee erzählen und lege auch keine CD mit Händels Wassermusik ein. Allerdings schaffe ich eine Tramfahrt vom Seefeld bis Tiefenbrunnen problemlos ohne auch nur ein einziges Mal an der PET-Flasche zu nippen, und das, ohne mir darauf etwas einzubilden.

Mit meiner Partnerin teile ich bemerkenswert viele Interessen. Wir können deshalb sehr viele Dinge der verschiedensten Art gemeinsam bestreiten, unternehmen und



unserer Freunde und Bekannten sind Menschen ohne Behinderung. Das Thema «Behinderung» spielt in vielen Fällen überhaupt keine Rolle. Oft genügt am Anfang einer Begegnung eine einfache Erklärung, danach dreht sich das Gespräch um andere Themen. Wir fühlen uns wohl unter «stinknormalen» Leuten.

Was unsere Beziehung besonders macht, ist die Tatsache, dass wir uns wegen unserer Behinderung sehr bewusst mit unserem körperlichen Energiehaushalt und unseren Ressourcen auseinandersetzen. Wir merken, dass wir beide schneller ermüden als nicht behinderte Menschen in unserem Alter. Es ist, als hätte der Alterungsprozess früher eingesetzt. Dank dieser Erkenntnis können wir unser Leben sehr bewusst geniessen. Wir denken oft: «Unternehmen wir das, so lange wir noch können ...» – Das ist nur eine Feststellung, kein Bedauern. Und wir können uns gegenseitig ermuntern und Halt geben, da unsere Wahrnehmung so ähnlich ist.

vor allem erleben. Trotzdem, oder gerade darum, sind wir beide reife, gefestigte Naturen, so dass auch jeder für sich mit beiden Beinen voll im Leben stehen kann. Mit schwankenden Beinen, ... ich zumindest, meiner Gehbehinderung wegen, aber was ist da so interessant dran? Soll ich etwa jemandem beibringen, wie man das macht, oder was? Angenommen, ich habe Zahnstein – soll ich da gleich eine Selbsterfahrungsgruppe ins Leben rufen, oder wie es sich für Behinderte eher gehört, einer beitreten?

Im Bekanntenkreis meiner Partnerin, aber auch in meinem, befinden sich extrem viele Nichtbehinderte, obwohl wir auch unter Behinderten einige gute Freunde haben. Es gibt aber auch Behinderte, denen würde ich am liebsten den Hals umdrehen, oh hätte ich doch nur die Kraft dazu ...

Mehr über uns an irgendeinem gemütlichen Ort bei einem Glas Roten.

Als blinde Mutter mit Kindern leben

Elisabeth Sinstadt

Das Interview mit Elisabeth Sinstadt (E. S.) wurde durch die (noch) BKZ Co-Geschäftsführerin Ursula Zbinden (zb) in einem Café beim Bahnhof Stadelhofen geführt. Blindenführhund Xiff lag derweil ruhig unter dem Tisch.

zb: Du sagtest am Telefon, dass du viel über dein Mutter-Sein zu sagen hast. Kannst du deine Situation kurz schildern?

E. S.: Ich bin von Geburt an blind. Mein Leben als Mutter der 16-jährigen Debi und des 13-jährigen Colin ist in vielem wie das nicht behinderter Frauen. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von Situationen und Abläufen, die bei mir anders sind. Wir wohnen relativ ländlich, in einem Reiheneinfamilienhaus mit Garten. Seit 3 Jahren bin ich allein mit den Kindern, die Scheidung läuft.

zb: Wie sieht dein Alltag mit den Aufgaben als Mutter und Hausfrau und deiner Berufstätigkeit aus?

E. S.: Mein Lebensrhythmus wird von meiner Rolle als Mutter, von meiner Arbeit und auch von meinem Blindenführhund Xiff bestimmt. Ich arbeite an drei Abenden pro Woche im Service im Restaurant Blinde Kuh. Das heisst, ich bin an diesen Abenden nicht zu Hause und es wird spät. Trotzdem stehe ich am Morgen jeweils auf. Frühstück machen die Kinder selbst und ich habe dann noch keinen Hunger, aber es ist mir wichtig, mit ihnen zusammen zu sein, bevor sie aus dem Haus gehen. Anschliessend gehe ich mit Xiff spazieren, denn er braucht neben seiner Führarbeit für mich Zuwendung und «Freizeit». Debi ist den

ganzen Tag in Zürich im Gymi. Colin ist in der 6. Klasse und kommt jeweils zum Mittagessen nach Hause. Colin hat ein ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit und Hyperaktivitätsstörung) und so ist es gut, dass ich mich über Mittag ihm allein zuwenden kann. Natürlich koche ich dann für uns und auch sonst führe ich meinen Haushalt weitgehend selbst. Ich benötige dafür mehr Zeit als eine sehende Hausfrau und so bleibt oft wenig freie Zeit für mich.

zb: Wie geht es dir aktuell mit deinen beiden Kindern?

E. S.: Beide Kinder sind in der Pubertät und der Umgang mit ihnen ist ganz und gar nicht einfach. Wie andere Jugendliche auch, greifen sie mich häufig an und vor allem meine Tochter kritisiert mich hart und macht mir auch Vorwürfe. Obwohl ich weiss, dass diese heftigen Auseinandersetzungen ganz normal sind, treffen sie mich und ich frage mich dann manchmal, ob ich vielleicht wegen meiner Behinderung eine schlechtere Mutter bin oder war.

zb: Wie kamst du als blinde Mutter zurecht als die Kinder kleiner waren?

E. S.: Meine Behinderung hatte einen grossen Einfluss auf die Kindererziehung und vor allem auf die Freizeitgestaltung. Bilderbüchli anschauen oder gemeinsam Malen eretzte ich durch Geschichten erzählen. Da ich und nur selten ihr Vater die Kinder betreute, waren Ausflüge wegen meiner Blindheit meist zu gefährlich. Es ging erst, als die Kinder alt genug waren, um selbst Gefahren zu sehen und z.B. nicht einfach

wegzurennen. Umso schöner waren dann gemeinsame Erlebnisse, wie der erste Ausflug in den Zoo oder das Osterhasen- und Grittibänzen backen. Durch mich als blinde Mutter lernten die Kinder, andere Sinne zu öffnen und z.B. auf den Gesang der Vögel zu hören oder Blumen zu ertasten oder zu riechen.

Vom Muki-Turnen über den Kindergarten bis zur Schule gab es immer wieder heikle Situationen. Spiele mit Farbwürfeln, Räben aushöhlen oder Elterndiskussionen – um nur ein paar Beispiele zu nennen – waren für mich schwierig. Und an Schulreisen oder Lagern konnte ich ohnehin nicht teilnehmen, obwohl es mich gereizt hätte. Ich konnte den Kindern kaum bei den Schulaufgaben helfen. Meine Tochter lernt ganz selbständig, aber Colin bräuchte eigentlich mehr Unterstützung. Da hadere ich dann manchmal mit mir selbst.

zb: Eine Behinderung fordert auch heraus. Wie haben sich deine Kinder entwickelt?

E. S.: Meine Kinder haben spezifische Stärken entwickelt. So war es bei uns selbstverständlich, dass wir viele Arbeiten gemeinsam machten. Beide sind selbständig, tolerant und sozial. Debi macht ihren aktuellen Sozialeinsatz mit Leib und Seele und Colin setzt sich in der Schule immer wieder für Schwächere ein. Ich sehe die



Entwicklung der beiden mit viel Mutterstolz.

zb: Wie bewegst du dich in der Öffentlichkeit?

E. S.: Mich in der Öffentlichkeit zu bewegen, ist herausfordernd. Wenn ich mich von einer sehenden Kollegin führen lasse und als blinde Frau z.B. bei einer Begrüssung einfach übergangen werde oder jemand über mich verfügt, fällt es mir schwer, mich bemerkbar zu machen. Ich machte eine KV-Ausbildung, habe viel Lebenserfahrung und kann u.a. selbstbewusst Vorträge halten. Nun möchte ich auch noch lernen, in solchen Situationen auf eine gute Art für mich einzutreten. Neben dem, was ich durch meine Blindheit nicht kann, habe ich ja sehr viele Stärken.

zb: Was ziehst du für ein Fazit deiner Erfahrungen als blinde Mutter?

E. S.: Meine Kinder möchte ich auf keinen Fall missen, auch wenn für mich das Muttersein durch meine Blindheit oft eine grosse Herausforderung war und ist. Und ich freue mich, dass beide Kinder auf einem (eigenen) guten Weg sind.

Wünschen würde ich mir ein offeneres, aufmerksameres Umfeld. Ein ideales Zusammenleben hiesse für mich, nicht nur mit den Augen zu sehen, sondern alle Sinne aufzumachen. Das Miteinander sollte ins Zentrum gerückt werden. Mit gesundem Menschenverstand wäre vieles möglich und durch eine Horizonterweiterung könnten alle gewinnen.

zb: Vielen Dank, dass du mich und die LeserInnen des Horizonts an deinen Erfahrungen teilhaben lässt.

Eine ganz gewöhnliche Familie?

Familie Urs Wyss-Bucher, Zürich

Gestern

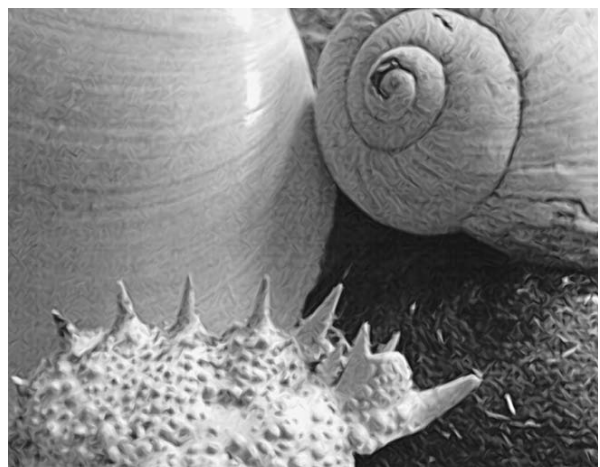
Zwei junge Leute starteten das gemeinsame Leben als Stadtmenschen auf dem Lande mit Visionen, Tatendrang und Erwartungen. Engagiert fanden wir in verschiedenen sozialen Bereichen beruflich einen Platz. Nicht ungewollt, aber vielleicht etwas früh, wollte unser erster Knabe die Welt erobern. Ein zweites Wunschkind liess sich Zeit. Es war eine riesige Freude, als ein Bruder die Familie erweiterte. Schon früh zeigten sich Erschwernisse beim jungen Erdenbürger. Anfänglich wurden die Entwicklungsverzögerungen, unterstützt von Fachpersonen, verdrängt. Eine junge Fachärztin diagnostizierte cerebrale Bewegungsstörungen und setzte vieles in Bewegung. Ziele wurden geändert, bekannte Werte mussten hinterfragt werden und unzählige organisatorische Details forderten mehrheitlich meine Frau bis aufs Letzte. Wir mussten erneut lernen, Hilfe und Unterstützungen von aussen anzunehmen, Gegebenheiten zu akzeptieren und die praktische Arbeit möglichst effizient zu gestalten. Zwar waren viele Inhalte aus der Theorie bekannt, denn meine Frau hatte sich schon in mehreren Ausbildungslehrgängen mit Anforderungen der Behinderten beschäftigt. Jetzt selbst betroffen, erlebte sie die Praxis. Niemand von uns wurde gefragt; wir funktionierten ganz einfach. Unzählige, gut gemeinte Vorschläge schlugen wir in den Wind, denn zum Reflektieren verblieb fast keine Zeit. Die Arbeit und therapeutische Auflagen aber auch die Beziehungsarbeit brachte uns an

die Grenze oder oft darüber hinaus. Simon, unser Wunschkind, wurde uns zugewiesen; selbst gewählt hatte er es ja nicht.

Den Mut bereuten wir nie, noch zwei weiteren Knaben in relativ engem Abstand das Leben zu schenken. Sie entwickelten sich zu eigenständigen Männern mit sozialem Gewissen. Nie vergessen sie, dass die ihnen zustehende Selbstbestimmung nicht selbstverständlich ist. Die Brüder lernten mit minimaler elterlicher Hilfe, den behinderten Bruder in Spielsituationen einzubeziehen, so weit es ging, aber auch ihm Grenzen zu setzen, wie das in jeder Gruppe vorkommen sollte. Simon kam überall mit, wo es Möglichkeiten gab. In verschiedenen Lebensphasen unterstützten unterschiedliche Engagements intensiv die Integration des Bruders mit Behinderung in der Familie und im nahen Umfeld.

Stellvertretend authentische Aussagen der Brüder:

Der Erstgeborene meint: «Ich habe gerne spielerisch den körperlichen Einsatz zugunsten meines Bruders in ein kleines



Theater verpackt, und fand es belastend, dass er mir a-verbal nicht alles mitteilen konnte, was er wollte. Noch heute gebe ich ihm gerne diese Hilfe, bin aber froh, dass ich nicht jeden Tag die volle Betreuung übernehmen muss.»

Im Zurücklehnen erinnert sich der zweitjüngste Bruder: «Viele Jahre war ich mit Simon aktiv in der Pfadi trotz allem und erlebte meinen Bruder ohne familiären Druck im spannenden Pfadfinderleben.

Ein kleines Ereignis: An einem Wochenende bemerkte ich, dass mein Bruder sein Sprechbuch mit den Piktogrammen nicht bei sich hatte. Ich zögerte nicht lange und fertigte mit improvisierten Mitteln einen kleinen Ordner an, um so die Kommunikationsmöglichkeiten zu erhalten. Sein Strahlen bleibt mir unvergesslich. Später im Zuge der normalen Ablösung grenzte ich mich gegenüber weiteren Aufgaben und regelmässigen Kontakten mit ihm ab, nicht ohne dies geschwisterlich zu besprechen und zu klären.»

Der jüngste Bruder berichtet aus einer intensiven Zeitspanne: «Meine Eltern gehören der Landeskirche an und wünschten sich eine Konfirmation Simons in integriertem Rahmen. Der Quartierpfarrer liess es zu, den Unterricht in einer normalen Konfirmandenklasse zu besuchen. Die Wochenende und einen Lageraufenthalt unterstützte ich als Assistenzbegleiter. So konnte mein Bruder eine erste volle Integration erleben. Diese gemeinsamen Aktivitäten, besonders die durchgeführten christlichen Feiern, beeindruckten junge und ältere Menschen und sind allen nachhaltig in Erinnerung geblieben.»

Das Verzicht lernen war Programm, das Tempo für viele Aktivitäten verlangsamte und gewisse Tätigkeiten mussten zurückgestellt werden. Meine Frau und ich unterstützten die notwendigen Freiräume jedes der Knaben, denn unterschwellig wuchs das Bewusstsein, den nicht behinderten Söhnen nicht eine zu grosse Belastung zuzumuten. Nicht immer gelang dies uns Eltern. Der Spagat zwischen funktionaler Verantwortung und dem Loslassen oder dem Delegieren wurde emotional beinahe unerträglich.

Heute

Die schwierigste Entscheidung blieb die Anmeldung Simons als Schüler mit Entwicklungsbeeinträchtigungen in ein Wocheninternat. Hin und her war die ganze Familie gerissen und immer neue Argumente fanden wir, die das «pro» oder «contra» beeinflussten. Der Gedanke reifte, dass Simon einem Umfeld zugeführt werden sollte, das weitergehende Perspektiven mit Unterstützung der Familie versprach. Die erwartete und erreichte Entlastung haben Ressourcen freigelegt, die wir bis heute schätzen und nützen können.

Über 15 Jahre sind vergangen und als erwachsener, junger Mann lebt er gerne in einem Umfeld, das zu seiner neuen Heimat geworden ist. Die Gruppensituation gibt wichtige Strukturen vor, um Sicherheiten zu vermitteln, ohne die Möglichkeit der geforderten Selbstbestimmung zu blockieren.

Er verlässt seine neue Wohnsituation mit Kollegen und Kolleginnen, um in der Beschäftigung tätig zu sein oder den Ausgang und unterschiedliche Aktivitäten zu

geniessen. Seine Entscheidung ist es auch, regelmässig alle zwei Wochen mit Vater und Mutter das Wochenende zu verbringen. Das Programm wählt er, und wir dürfen akzeptieren, dass unser Sohn vielleicht nur herumhängen will.

Die Geschwister treffen sich periodisch wie in unzähligen Familien üblich. Heute ist der Besuch seines älteren Bruders ein besonderes Erlebnis. Onkel Simon kann mit seinen zwei kleinen Nichten spielen und zusätzlich die Schwägerin auf dem Hundespaziergang begleiten.

Morgen

Die Vision bleibt, dass Simon mit seiner hohen Sozialkompetenz immer wieder auf die erweiterte Familie zählen kann, auf alte und neue Bekannte trifft, die ihm weitere Erfahrungen ermöglichen und Leute findet, die ihm die notwendige Assistenz bieten. Dazu wollen wir mithelfen und motivieren, dass er sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln Gehör verschafft, um seine Bedürfnisse durchzusetzen.

Eine nicht leichte Aufgabe für einen nicht aktiv sprechenden Mann im Rollstuhl.

Leben im Wohnhaus Röschibach – 1968 und heute

Marianne Federer

Nach dem Miterleben der Gründungsphase 1968 wohne ich neu seit zwei Jahren wieder im Wohnhaus Röschibach und bin stolz auf meine gut eingerichtete Einzimmerwohnung.

Heute

Die 18 BewohnerInnen mit ganz verschiedenen körperlichen Behinderungen leben in rollstuhlgängigen, gut und praktisch eingerichteten Einzimmerwohnungen. Es gibt eine Hausassistenz, ein Ehepaar mit zwei Kindern, das ebenfalls im Haus lebt. Neben den üblichen Hauswartsarbeiten springen sie ein, wenn jemand plötzlich Hilfe braucht. Sind BewohnerInnen hingegen auf ständige Hilfe angewiesen, so wird die Spitex beigezogen und manchmal hel-

fen auch Angehörige mit. Das selbständige Wohnen ist allen sehr wichtig und etliche MieterInnen leben schon sehr lange hier.

Einige MieterInnen arbeiten, andere studieren, oder sie sind wie ich nicht oder nicht mehr berufstätig. Ich bin seit 3 Jahren pensioniert und arbeite noch viel am PC für verschiedene Vereine und Projekte.

Unten im Hauseingang sieht man viele elektrische Rollstühle und Minitracks, die dort bequem abgestellt, aber auch wieder fahrtüchtig aufgeladen werden können. Taxis oder BTZ-Fahrzeuge kommen regelmässig an die Röschibachstrasse 58, um BewohnerInnen abzuholen oder nach Hause zu bringen.

Ich verstehe mich mit allen BewohnerInnen gut. Man kennt sich und plaudert hie und da miteinander, aber es ergibt sich kaum ein engerer Kontakt. Freunde und Bekannte treffen sich – wie in anderen Mietverhältnissen auch – eher ausser Haus.

Vor 40 Jahren im Wohnhaus Röschibach

1968 wurde das Wohnheim Röschibach neu eröffnet. Damals als Wohnheim nur für berufstätige Behinderte. Ich hatte gerade meine Stelle angetreten und war glücklich, eine neue vom Röschibach möblierte Wohnung beziehen zu dürfen. Das Wohnheim wurde damals noch von der «Invalidenfürsorge» subventioniert und der Mietzins war recht niedrig. Rollstuhlgängige Wohnungen waren zu jener Zeit ausgesprochen selten und darum sehr begehrt.

Eine Hausmutter wurde angestellt, mit ähnlichen Aufgaben wie die heutige Hausassistentin. Im Dachgeschoss wurde ein Gemeinschaftsraum eingerichtet. Ab und zu

traf man sich früher dort oben zu einem kleinen Festchen, aber schon damals (wie auch heute) hielten sich die BewohnerInnen mehrheitlich in ihren eigenen Wohnungen auf.

Fazit

Früher ein Wohnheim, heute Wohnhaus Röschibach genannt, ist es für mich immer noch der Ort, wo Menschen mit einer leichten, aber auch schwereren Behinderung alleine ihren Alltag bewältigen, sich wohl fühlen, sich entwickeln können. Dass das Grundkonzept mit einigen Veränderungen auch heute noch funktioniert, zeigt, wie fortschrittlich die Idee damals vor 40 Jahren war. Es ist ein Ort, an dem jeder Bewohner voll akzeptiert wird und der etwas geschützt ist, aber trotzdem eine selbstbestimmte Lebensgestaltung ermöglicht.

Ich habe hier die mir entsprechende Wohnform gefunden.

Vom Schlafsaal zum Assistenzbudget

Erhard Humm, Geschäftsführer Stiftung Altried

Die gesellschaftlichen Veränderungen, die Erhöhung der finanziellen Ressourcen, emanzipatorische Bestrebungen und neue Erkenntnisse in der Sozialpädagogik prägten in den letzten 40 Jahren das Wohnangebot für Menschen mit Behinderung. Die Wohnformen wurden kleiner, übersichtlicher, selbstbestimmter und individueller.

Zusammenleben in der Institution

Ende Siebziger- / Anfang Achtzigerjahre kam es im Kanton Zürich zu einem eigentlichen Schub an neuen Wohnplätzen. Zuvor wohnten Menschen mit Behinderung hauptsächlich in ihrer Familie und in den wenigen vorhandenen Institutionen. Ein nicht geringer Teil war in psychiatrischen Kliniken unter-

gebracht, wo bis Ende der Sechzigerjahre noch in sogenannten Schlafsälen und Tagesaufenthaltsräumen «gewohnt» wurde. Mit der Auflösung von althergebrachten Familienstrukturen und der Verbreitung sonderpädagogischer Einsichten nahm die Nachfrage nach Wohnplätzen sprunghaft zu.

Die Stiftung Altried als Spiegel des Wandels

Das Wohnheim der Stiftung Altried wurde vor 30 Jahren geplant und erstellt. Die Nachfrage war unabsehbar gross. Auf einer Wohngruppe lebten 8 Menschen mit Behinderung in einem Dreier-, einem Zweier- und drei Einerzimmern. Obwohl damals noch Wohnheime an abgelegenen Orten auf grüner Wiese erstellt wurden, setzte sich langsam die Ansicht durch, dass diese an gut erschlossenen Orten mit öV-Anschluss, nahen Einkaufsmöglichkeiten, Restaurants etc. gebaut werden müssen. Die Wohngruppen unterschieden sich damals vom Pensionärsystem, das heute nur noch wenig gebräuchlich ist, da BewohnerInnen mit diesen Selbständigkeiten hauptsächlich in Aussenwohngruppen und im begleiteten Wohnen leben. Mit der zunehmenden Individualisierung in der Gesellschaft, den wachsenden finanziellen Möglichkeiten und den emanzipativen Bestrebungen im Behindertenwesen setzt sich der Trend nach kleineren Wohngruppen mit Einerzimmern weiter fort. Selbst für Zweierzimmer besteht nur noch eine geringe Nachfrage. Die Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderung war früher keineswegs selbstverständlich. Für sie wurde das Leben von A – Z organisiert, vorge-

schrieben und verwaltet. Diese Position liess sich nicht mehr länger halten. WohnheimbewohnerInnen konnten in Aussenwohngruppen umziehen. Diese boten den BewohnerInnen ein Plus an Integration, vermehrte Selbständigkeit sowie für Institution und Staat geringere Kosten. In der Abfolge von einigen Jahren eröffnete die Stiftung Altried 7 Aussenwohngruppen mit insgesamt 21 Plätzen. Damit wurden auch wieder Wohnheimplätze für schwerer behinderte Personen frei. Die Wohngruppen wurden auf 7 BewohnerInnen reduziert, die Dreierzimmer abgeschafft. Die BewohnerInnenzahl hat sich von 62 auf 113 nahezu verdoppelt. Doch die Entwicklung blieb nicht stehen. Nach den Aussenwohngruppen folgte das begleitete Wohnen. Ein weiterer Schritt ist nun das selbständige Wohnen mittels Assistenzbudget.

Entwicklung Wohnen Stiftung Altried

1981 Wohnheim Altried 8er-Gruppen
 ab 1984 Eröffnung diverser Aussenwohngruppen
 ab 1998 begleitetes Wohnen
 ab 2000 Wohnheim Memphis 6er-Gruppen

Wie wohnt man zukünftig?

Das individuelle Wohnen bringt, wir wissen es alle selber, grosse Vorteile. Möglicher Negativpunkt kann u.a. eine zunehmende Vereinsamung sein. Zuwendung und soziale Kontakte dürfen nicht zur Hauptsache nur über eingekaufte, professionelle Leistung erfolgen, sondern sollten sich auch im normalen menschlichen Umgang ergeben. In Wohngruppen ist diese nicht pro-

fessionelle Zuwendung glücklicherweise jederzeit gewährleistet. Der Fortschritt im Wohnen von Menschen mit Behinderung wird weitergehen und sich dabei auch in Zukunft am allgemeinen gesellschaftlichen

Veränderungsprozess orientieren. Ein weiterer Ausbau wird auch in der Stiftung Altried erfolgen. Es wird nie die definitiv richtige und bleibende Wohnform geben.

Unsere BKZ-Mitglieder

Vereinigung Cerebral Zürich



Die Vereinigung Cerebral Zürich wurde letztes Jahr 50-jährig. Sie bietet Austausch und Gemeinschaft und verschiedenste Dienstleistungen für betroffene Familien an, u.a. Ferien- und Freizeitangebote. Für die Interessen ihrer Mitglieder setzt sich die Vereinigung Cerebral Zürich auch unter dem Dach der Behindertenkonferenz ein. Sie engagiert sich seit Jahren als Elternvereinigung im Vorstand der BKZ.

Weitere Informationen: www.cerebral-zuerich.ch

Das Gehörlosenzentrum – ein Ort der Begegnung

Die wesentlichen Organisationen und Institutionen von gehörlosen Personen im Kanton Zürich haben ihre Büros und Schulungsräume im Gehörlosenzentrum in Zürich-Örlikon, wodurch die verschiedenen Aktivitäten gut vernetzt werden können.

Vertreten sind die GebärdensprachlehrerInnen-Ausbildung, die GebärdensprachdolmetscherInnen-Ausbildung und die Erwachsenenbildung für Jung und Alt. Im Zentrum finden Gebärdensprachkurse und Freizeittreffen statt und es wird Beratung bei sozialen Anliegen angeboten. Die Cafeteria ist ein rege benutzter Treffpunkt.

Weitere Informationen: www.sichtbar-gehoerlose.ch mit Links zu allen relevanten Organisationen.

Anmerkung der Redaktion

Den Autorinnen und Autoren der Horizontbeiträge steht in ihren Beiträgen ihre volle Freiheit zu, sich zu den entsprechenden Themen zu äussern. Die Redaktion behält

sich aber das Recht vor, Aussagen ehrenrühriger Natur oder solche, die den elementaren Grundsätzen der BKZ widersprechen, redaktionell zu bearbeiten.

Varia

Neue Website

Zur Zeit erstellen wir unsere Webseite gestalterisch und inhaltlich neu. Gleichzeitig mit dem Kinoführer wird sie am 14. März 2008 aufgestartet. Wir freuen uns über Rückmeldungen. Wir bitten jedoch um Verständnis, wenn anfangs einige Rubriken noch in Bearbeitung sein werden.

Kinoführer

Mit der neuen Website wird auch der «Kinoführer für Menschen mit Mobilitätsbehinderung» online gehen. Dieser wurde von Lukas Müller in Zusammenarbeit mit der BKZ als Maturaarbeit ausgearbeitet.

Die Präsentation dazu findet am Freitag 14. März 2008 ab 17.00 im Gemeinschaftsraum der Siedlung Tiefenbrunnen an der

Wildbachstrasse 82 in 8008 Zürich statt. Alle Interessierten sind herzlich willkommen. Wir bitten jedoch um eine kurze Anmeldung per E-Mail bis am 7. März 2008 unter kinofuehrer@gmail.com; besten Dank. Unter www.bkz.ch/kinofuehrer sind sämtliche Stadtzürcher Kinos alphabetisch und nach Stadtkreisen aufgelistet. Der Kinoführer liegt auch in Printversion vor und ist bei der BKZ ab Mitte März kostenlos erhältlich.

John Appenzeller zurück im Kantonsrat

John Appenzeller/ SVP, Aeugstertal kehrt für den zurückgetretenen Jürg Leuthold in den Kantonsrat zurück. Wir gratulieren unserem Mitglied.

Veranstaltungen

3. bis 20. März 2008

Session des National- und Ständerates

Programm siehe www.parlament.ch

10. März 2008, 12.15 – 13.30 h

BKZ-Lunch – Lust und Frust

Referat von Aiha Zemp, Dr. phil. Psychotherapeutin, Leiterin der Fachstelle für Behinderung und Sexualität fabs Basel.

Im Sitzungszimmer der BKZ, Kernstrasse 57, im zweiten Stock in 8004 Zürich.

14. März 2008, 17.00

Präsentation Kinoführer

Im Gemeinschaftsraum der Siedlung Tiefenbrunnen an der Wildbachstrasse 82 in 8008 Zürich.

27. Mai 2008, ca. 17 h

BKZ-Mitgliederversammlung

Einladung folgt im April.

Beitritt zur Behindertenkonferenz Kanton Zürich / Abonnement Horizont

Name und Vorname: _____

Organisation (bei Kollektivmitgliedern): _____

Adresse: _____

Telefon/Fax: _____

E-Mail: _____

Ich wünsche:

- Kollektivmitgliedschaft Jahresbeitrag Fr. 400.–, Beratungsstellen und Selbsthilfeorganisationen
je nach Grösse Fr. 200.– bis 700.–/Jahr
- Einzelmitgliedschaft Jahresbeitrag Fr. 50.–, bzw. Fr. 30.–
- Abonnement BKZ-Horizont Fr. 20.–, 4 Ausgaben pro Jahr
- Nähere Informationen über die BKZ

Ort/Datum: _____ Unterschrift: _____

Bitte
frankieren

**Behindertenkonferenz
Kanton Zürich BKZ
Kernstrasse 57
8004 Zürich**